

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1904

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0006|log100

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

VI. Jahrgang.
Nr. 16.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 14. Dezember
1904.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Der Stadtplan des römischen Triers.

Wie in Nr. 10 (S. 80) dieser Zeitschrift berichtet ist, hat die Kanalisation Triers dank der sorgsamsten archäologischen Überwachung, die durch Sonderbewilligungen der Provinzialverwaltung und des Herrn Kultusministers ermöglicht wurde, außerordentlich reichen Stoff geliefert für die Topographie der alten Augusta Treverorum. Während früher nur dann und wann vereinzelte Reste römischer Straßen bekannt geworden waren,¹⁾ deren Verlauf und Zusammenhang unbestimmbar blieb, haben die Kanalisations-schächte an so vielen Stellen römische Straßen aufgedeckt, daß jetzt das ganze antike Straßennetz festgelegt werden kann, wie es der Plan (Abb. 3 auf S. 127) bietet.²⁾

Die antiken Straßen zeigten sich in einer Tiefe von 1,50 bis 2 m unter der heutigen Oberfläche, aber die meisten von ihnen bestehen aus mehreren übereinandergelegten Schichten, von denen die ältesten sehr tief hinabreichen. Zwei hier als Proben abgebildete Querschnitte können das veranschaulichen.

der Kanalschacht eine von Ost nach West ziehende Römerstraße durchquerte, der andere Querschnitt (Abb. 2) stammt ebenfalls von einer ost-westlichen Römerstraße, die im Kanalschacht der Neustraße bei Punkt *y* des Planes zum Vorschein kam.

Die Römerstraßen hatten eine Bauart, die heute noch üblich ist: sie wurden hergestellt aus Steinpackungen und Kiesschüttungen. In dem ersten Querschnitt (Abb. 1) sind nicht weniger als vier Steinpackungen (*a, d, k, m*) sichtbar; die älteste, in den gewachsenen Boden eingetieft, liegt 4,13 m unter der heutigen Straßenoberkante. Es ist ungewiß, ob auf diese Packung zunächst nur die Schieferbruchsteine (*b*) und später erst die Lage von Lehm und Kies (*c*) geschüttet ist, oder ob die drei Lagen *a + b + c* zusammen die erste Straßenschicht gebildet haben. Die nächste Straßenschicht enthält eine Packung aus Kalksteinen und Wackeln (*d*) nebst einer Kiesschüttung (*e*). Darauf folgt keine neue Packung, sondern

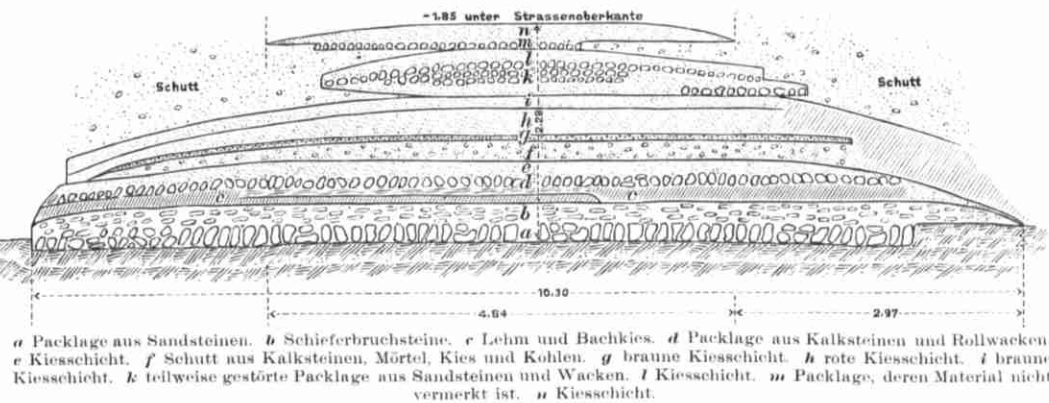


Abb. 1. Querschnitt einer Römerstraße in der heutigen Saarstraße in Trier (*x* im Plan).

und Kies (*c*) geschüttet ist, oder ob die drei Lagen *a + b + c* zusammen die erste Straßenschicht gebildet haben. Die nächste Straßenschicht enthält eine Packung aus Kalksteinen und Wackeln (*d*) nebst einer Kiesschüttung (*e*). Darauf folgt keine neue Packung, sondern

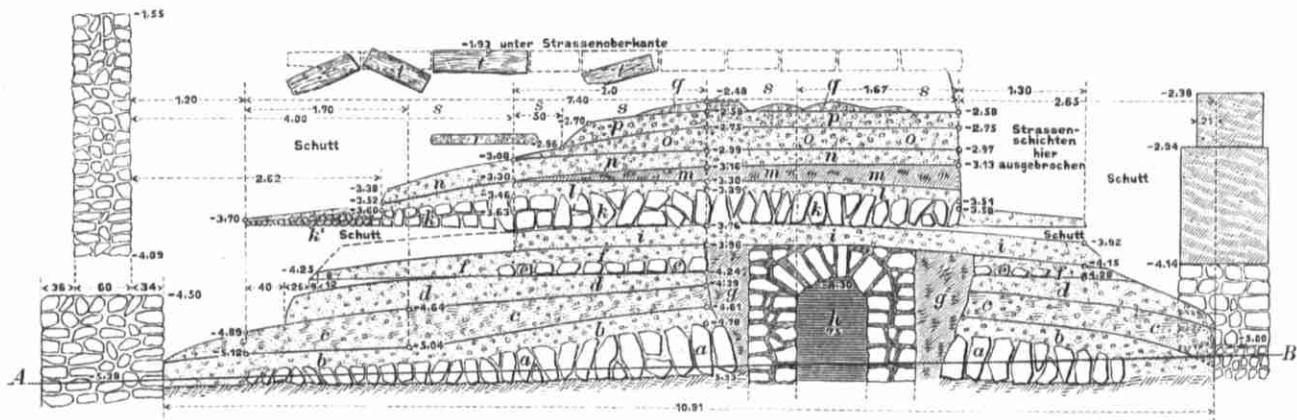


Abb. 2. Querschnitt einer Römerstraße in der heutigen Neustraße (*y* im Plan).

Der eine Querschnitt (Abb. 1) ist aufgenommen in der von Süden kommenden Saarstraße an der im Plan mit *x* bezeichneten Stelle, wo

¹⁾ Vgl. Schneemann, Das Römische Trier (Trier 1852), S. I u. f.

²⁾ In den Plan sind die römischen Straßen ebenso wie die römische Stadtmauer und die römischen Bauten mit kräftigen schwarzen Linien eingezeichnet; der Jahresbericht der Gesellschaft für Nützliche Forschungen 1905 soll einen größeren Plan Triers, im Maßstab 1:5000, bringen, der die römischen Reste übersichtlicher durch Rot wiedergeben wird und in dessen Begleittext alle Straßenreste beschrieben sein werden.

statt ihrer eine Schuttlage (*f*), über der drei verschiedene Kiesschüttungen lagern (*g, h, i*): die erste derselben (*g*) muß mit der Schuttlage gleichaltrig sein, die beiden anderen (*h, i*) sind später nach Bedarf zur Ausbesserung aufgetragen worden. Weiter kommen noch zwei Packungen (*k, m*) mit zugehörigen Kiesschüttungen (*l, n*). Demnach sind an unserer Stelle mindestens sieben Zeitabschnitte im Bau der Straße zu unterscheiden [*I a + b + c* (?); *II d + e*; *III f + g*; *IV h*; *V i*; *VI k + l*; *VII m + n*].

Die Breite der untersten Schicht beträgt 10,30 m, d. i. 35 Fuß römisch. Diese Breite scheint das Normalmaß der römischen Straßen in Trier gewesen zu sein; dasselbe Maß hat sich bei anderen Straßen-

schnitten ergeben.³⁾ und es entspricht der Breite, die dereinst die Bahn der Moselbrücke gehabt hat.⁴⁾ Die oberen Straßenschichten sind allemal schmaler als die unterste. Dies erklärt sich daraus, daß die jüngeren Straßen besondere Fußsteige erhalten hatten mit Plattenbelag, der aber fast überall verschwunden ist, weil er späteren Zeiten ein geeignetes Baumaterial bot. In einigen Straßen ist der Plattenbelag nicht nur für die Fußsteige verwendet, sondern auch über die Fahrbahn gebreitet worden.

Ein Beispiel solcher Straßen, die als oberste Schicht ein durchgehendes Pflaster aus großen Kalksteinen hatten, gibt der zweite Querschnitt (Abb. 2). Eine Kalksteinplatte war noch in der ursprünglichen Lage, drei andere mehr oder weniger niedergedrückt. Unter dieser Pflasterschicht waren nach der Zahl der Steinpackungen und Kiesschüttungen neun bis zehn Zeitabschnitte des Straßenbaus zu sondern (*I a + b; II c; III d; IV e + f; V i; VI k + l; VII m + n; VIII o; IX p + q*). Die fünfte Bauperiode hat die Straße mit einem Kanal ausgestattet, der in die älteren Schichten eingebettet ist und in der Richtung der Straße von Ost nach West, d. i. der Mosel zu, läuft.

Die größere oder geringere Zahl von Straßenschichten an den verschiedenen Stellen erzählt uns davon, welche Straßen zumeist benutzt, welche Teile der Stadt am stärksten bebaut gewesen sind. Die Ausdehnung des römischen Triers ist uns schon seit längerer Zeit wohlbekannt. Zwar stehen von der Umfassungsmauer nur noch zwei geringe Reste zutage — am Ostturm der Porta Nigra und neben dem Südeingang des Amphitheaters —, aber durch Grabungen, die in den Jahren 1892 bis 1896 vom Provinzialmuseum ausgeführt sind,⁵⁾ ist der Lauf der ganzen Mauer festgestellt worden. Besonders gut erhalten zeigten sich die Grundmauern des südlichen Mauerteiles, der in vollständig gerader Linie von der Mosel ostwärts zog, in der Flucht der heutigen Ziegelstraße. Die Ziegelstraße bildet noch jetzt die Stadtgrenze und scheidet Trier vom Vorort St. Matthias. An dem Schnittpunkt der Ziegel- und Saarstraße fanden sich die Grundmauern des römischen Südtors, das im Grundriß und in den Maßen mit der Porta Nigra übereinstimmte. Auf beiden Seiten des Tors war der Mauerzug mit je vier Rundtürmen bewehrt. Von dem östlichsten der Türme aus strich die Mauer in nordöstlicher Richtung über die Hochfläche, die den Vorort Heiligkreuz trägt, durchschritt dann das Oberrheintal und gelangte zum Amphitheater.

Die Amphitheater anderer Römerstädte sind in die Befestigung einbezogen, in Pompeji z. B. ist die hohe Außenwand des Amphitheaters als Ecke der Stadtmauer benutzt, aber in Trier hat die Lage des Amphitheaters am Bergabhang eine eigenartige Regelung des Mauerzuges bedingt. Die östliche Hälfte der Sitzreihen ist hier nämlich aus dem gewachsenen Felsen ausgeschnitten, der unmittelbar darüber steil ansteigt. Wäre nun die Stadtmauer auf der Außenseite des Amphitheaters herumgeführt, so hätten die Feinde von dem höheren Standpunkte aus die Verteidiger stets wirksam beschießen können. Um dies zu vermeiden, hat man die Mauer auf die Innenseite des Amphitheaters gelegt, wo zur Herstellung der zweiten Sitzreihenhälfte ein künstlicher Hügel aufgeschüttet war. Sein Rücken trug die Stadtmauer, die dann den nördlichen Arenaeingang überbrückte und ihn zum Stadttor machte. Die Arena selbst wurde dadurch zum Zwinger, den das Mittelalter so oft seinen Toren vorgelagert hat, den aber auch die antike Befestigungskunst schon gekannt und zuweilen verwendet hat.

Vom Amphitheater lief die Stadtmauer ungefähr in der Richtung der jetzigen Bergstraße eine Strecke am Abhang des Petersberges hin, um dann wieder in die Ebene hinabzusteigen. Ihr nördlicher Teil hat später als Unterlage gedient für die mittelalterliche Mauer, ebenso der westliche Teil. Gerade oberhalb und unterhalb der Moselbrücke hat sich, weil hier im Laufe der Jahrhunderte so viele verschiedene Befestigungen aufgeführt sind, die Spur der römischen Mauer nicht mehr gefunden, aber bei der Kanalisation der von der Brücke ausgehenden Schanzstraße ist ein Stück des römischen Brückentores zutage getreten. Das Tor war aus denselben mächtigen Sandsteinquadern erbaut wie die Porta Nigra, hatte jedoch einen anderen Grundriß, dessen völlige Aufdeckung leider durch die Enge der Straße und die anstoßenden Häuser verhindert wurde.

Die von dem römischen Mauerring umzogene Fläche hat das

stattliche Maß von 285 ha; zum Vergleich sei bemerkt, daß Pompeji nur eine Fläche von 64,7 ha hatte,⁶⁾ das römische Köln einen Bezirk von 96,8 ha.⁷⁾ Das mittelalterliche Trier füllte die Fläche der Vorgängerin nicht zur Hälfte aus, beschränkte sich auf 125 ha. Im Norden und Westen fiel, wie oben angegeben, die mittelalterliche Stadtmauer mit der römischen zusammen; auf den beiden anderen Seiten bezeichnen die Ost- und Südallee den Zug der mittelalterlichen Befestigung.

Erst in den letzten Jahrzehnten hat die Stadt begonnen, sich wieder über die mittelalterlichen Grenzen auszudehnen. Unter den neuen Straßen, die im Süden jetzt entstanden sind, verlaufen mehrere in annähernd gerader Linie, so die Gilbertstraße, die Nikolausstraße, die Friedrich Wilhelm-Straße. Bei ihrer Kanalisation hat man auf der ganzen Strecke unter dem heutigen Boden römische Straßenschichten getroffen. Die neuen Straßen sind nämlich da angelegt, wo alte Feldwege gingen, und diese ihrerseits hatten den Zug der römischen Straßen beibehalten.

Im Inneren der mittelalterlichen Stadt hat die Kanalisation stets nur kurze Strecken oder Durchschnitte römischer Straßen aufgedeckt, aber als diese einzelnen Stücke in den jetzigen Stadtplan eingetragen waren und durch Hilfslinien verbunden wurden, zeigte sich, daß sie alle einem geradlinig-rechtwinkligen Straßennetz angehören. In Amerika pflegen die Städte nach solchem rechteckigen Plan angelegt zu werden, in Deutschland ist diese Art durch Mannheim vertreten. Im römischen Trier konnten bis jetzt sieben Längsstraßen in nord-südlicher Richtung und dreizehn ost-westliche Querstraßen festgestellt werden. Der Abstand der letzteren untereinander scheint im allgemeinen 300 Fuß römisch betragen zu haben, die Längsstraßen haben einen geringeren Abstand, entsprechend den Geländebedingungen, denn im Westen und Osten engen Fluß und Berg das Tal ein, das sich nach Norden und Süden unbegrenzt ausdehnt. Kopf- und Fußende ist noch von keiner der Straßen in Trier aufgedeckt. Man darf vermuten, daß sie ungefähr auf die Stellen ausliefen, wo Türme in der Stadtmauer angebracht waren, denn die Türme enthielten die Treppen, auf denen die Verteidiger die Mauer erstiegen, und auch in anderen Römerstädten ist die Beobachtung zu machen, daß die Türme in die Fluchtlinien der Straßen fielen.⁸⁾ Ob dies für Trier zutrifft, bedarf indes, wie manche andere topographische Frage, noch der Untersuchung durch den Spaten.

Von der Regelmäßigkeit der römischen Straßenanlage hat das mittelalterliche Trier nichts bewahrt. Die Zerstörung der Stadt durch die Franken, die im fünften Jahrhundert Trier mehrfach erobert und die Römerherrschaft dauernd beseitigt haben, ist so gründlich gewesen, daß nur ein großes einförmiges Trümmerfeld zurückblieb. Die kleine Ansiedlung, die hier fortbestand, gruppierte sich jetzt um den Dom, den Sitz des Bischofs, und im späteren Mittelalter ist der Dom mit seinen zugehörigen Gebäuden von einem eigenen Mauerring umschlossen worden, dessen Lauf noch jetzt in der Glockenstraße, Flanderstraße, Balthusstraße, Palaststraße und Grabenstraße zu verfolgen ist. Am Tor der Domstadt lag der Mittelpunkt des bürgerlichen Gemeinwesens, der heutige Hauptmarkt. Von hier aus bildete sich ein Straßenzug, der die nächste Verbindung mit der aus der Römerzeit stammenden Brücke suchte (Fleischstraße, Brückenstraße, Schanzstraße), ein anderer, der in die vom Süden kommende Heerstraße einmündete (Brodstraße, Neustraße). Diese beiden Straßenzüge und der nach Norden führende (Simeonsstraße) sind zum Grundstock geworden für die Entwicklung des mittelalterlichen Straßennetzes.

Daß die römische Stadt in Wahrheit das aus den Resten sich ergebende regelmäßige Straßennetz gehabt hat, bestätigen die aus dem Altertum erhaltenen Gebäude. An der Ost- und Südseite der Thermen ist festgestellt, daß ihre Abschlußmauern hier an eine der nord-südlichen Längsstraßen und an eine der ost-westlichen Querstraßen grenzten; im Westen und Norden konnte der Abschluß der Thermen bislang nicht ausgegraben werden. Der Kaiserpalast erstreckte sich in seiner Längsausdehnung zwischen zwei Querstraßen, und vor seiner Westfront sind Spuren einer Längsstraße gefunden. Auf dieselbe Längsstraße öffneten sich die drei Tore des quadratischen Domkernes, der in die römische Zeit hinaufragt, und parallel zu dieser Straße läuft auch die Längsachse der Basilika (Abb. 3).

Das einzige römische Bauwerk, das sich nicht in die geradlinig-rechtwinklige Anlage einfügt, ist die Porta Nigra. Das Tor und der mit ihm gleichgerichtete nördliche Mauerzug stößt spitzwinklig auf die Querstraßen, und der Durchgang des Tors fällt nicht in die Linie einer der Längsstraßen. Diese auffallende Erscheinung hat ihren Grund darin, daß der Mauerzug mit der Porta Nigra nicht gleichzeitig mit dem geradlinigen Straßennetz angelegt ist und daß

³⁾ Der zweite Querschnitt (Abb. 2) hat eine größere Breite, weil der Kanalschacht an der betreffenden Stelle die Straße nicht senkrecht, sondern schräg geschnitten hat.

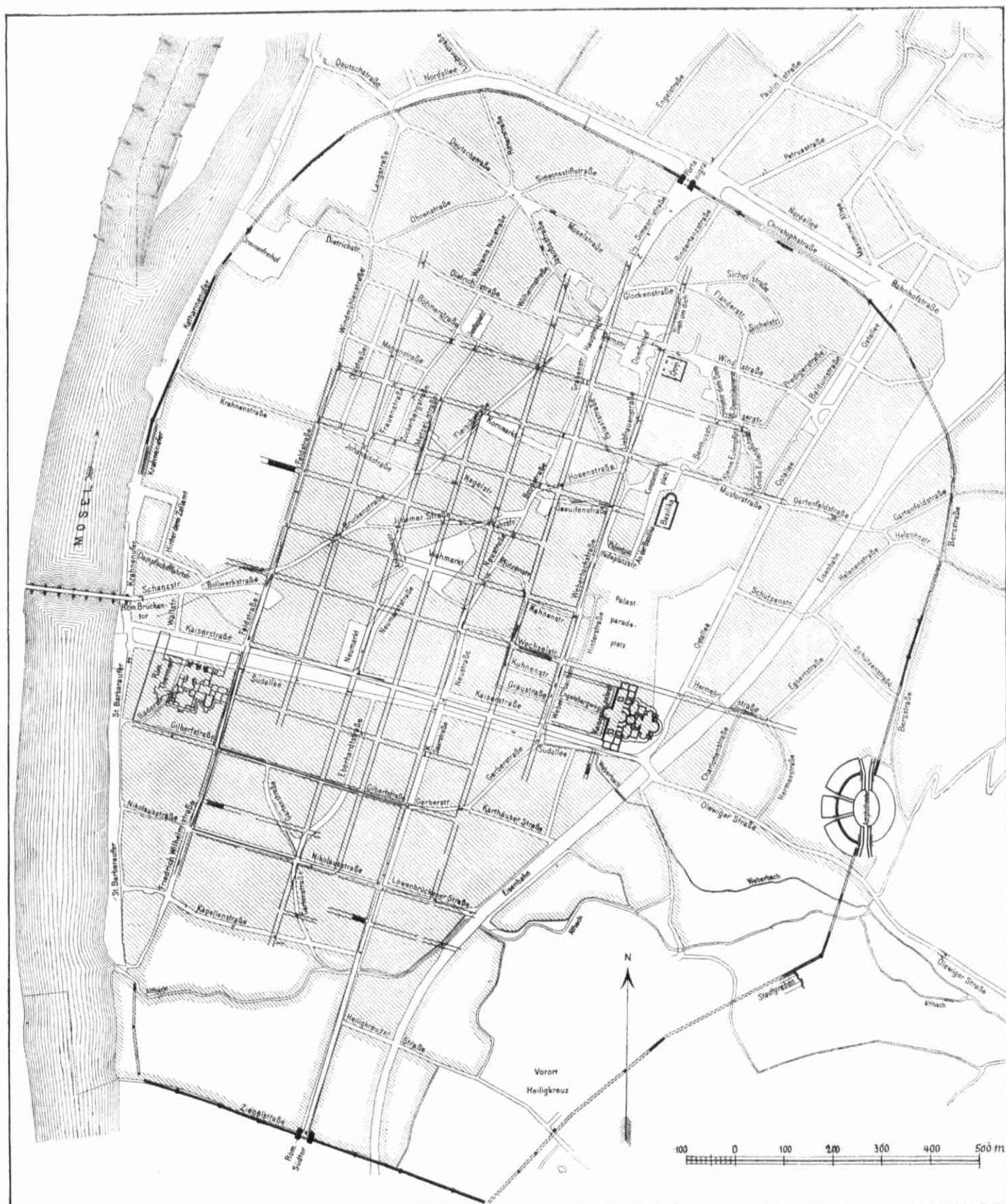
⁴⁾ Die Breite der Brückenbahn in römischer Zeit läßt sich entnehmen aus den an mehreren Pfeilern erhaltenen vorkragenden Gesimsen, die als Widerlager für die Stützen der Brückenbalken gedient haben. Die Längsausdehnung dieser Gesimse beträgt, wie die durch den letzten trockenen Sommer ermöglichten Messungen ergeben haben, 10,30 m.

⁵⁾ Die Ergebnisse sind niedergelegt in dem Aufsatz von Lehner. Die römische Stadtbefestigung von Trier (Westdeutsche Zeitschrift XV, 1896).

⁶⁾ Vgl. A. Mau, Pompeji, S. 27 ff.

⁷⁾ Vgl. Bonner Jahrbücher, Heft 97, S. 1.

⁸⁾ Vgl. z. B. den Stadtplan von Pompeji, Mau a. a. O. Plan I.



Nachdruck verboten.

Abb. 3. Stadtplan des römischen Triers.

Aufgenommen von Ebertz und Koch,
gezeichnet von Ebertz im Sommer 1901.

bei seiner Anlage Rücksicht genommen ist auf den Lauf der nordwärts führenden Heerstraße. Die heutige Paulinusstraße, die bis vor einigen Jahrzehnten Römerstraße hieß, hat ungefähr die Richtung der alten Heerstraße beibehalten. Sie nun hat nach den Spuren,

die bei der Kanalisation aufgedeckt sind, vor der Mündung der Böhmerstraße in die Fleischstraße das geradlinige Straßennetz getroffen, und zwar just die Längsstraße, die als Hauptader von Süden her die Stadt durchzog. Am Schnittpunkte dieser Längsstraße und

der Heerstraße muß früher das Nordende der Stadt gewesen sein. Hätte man bei der Stadterweiterung das Nordtor auf der geraden Linie der Längsstraße weiter hinausgeschoben, so wäre eine Verlegung der Heerstraße unvermeidlich gewesen. Daher hat man es vorgezogen, das Nordtor weiter nach Osten zu schieben und seine Achse der Heerstraße anzupassen, von der auch ein Stück innerhalb des Tores als Stadtstraße beibehalten wurde bis zu ihrer Einmündung in die erste der alten geradlinigen Längsstraßen.

Die verhältnismäßig späte Entstehung der Porta Nigra und des Mauerrings, dem sie angehört, läßt sich durch viele Gründe erweisen. Der riesige Umfang des Mauerrings spricht schon dagegen, daß er zur ursprünglichen Anlage der Stadt gehört hat. In den äußeren, der Mauer zunächst gelegenen Teilen des umschlossenen Gebiets haben sich nun auch sehr viel weniger Spuren römischer Bebauung gefunden als in den inneren Teilen. In diesen zeigten nicht nur die Straßen, sondern auch die Reste von Gebäuden viele übereinanderliegende Schichten; dort war die Zahl der Schichten gering, und große Strecken sind offenbar gar nicht bebaut gewesen.

Bestimmtere Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung der Stadtmauer hat die erwähnte Untersuchung der 90er Jahre geliefert. Wie sich damals zeigte, ist die Porta Nigra in ein Gräberfeld hineingebaut worden, das mindestens bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts benutzt war. Im Süden, in der Ziegelstraße, sind neben der Stadtmauer Trümmer von Töpferöfen gefunden, deren Betrieb nach dem Mauerbau unmöglich gewesen ist, aber die in den Öfen und ringsum aufgefundenen Erzeugnisse derselben bekunden, daß der Betrieb sicher bis ins dritte Jahrhundert gedauert hat. Da nun die Stadtmauer mit der kölnischen, die wahrscheinlich unter Kaiser Gallien (253 bis 268) erbaut ist, große Verwandtschaft hat, darf man annehmen, daß Triers Befestigung entstanden ist, nachdem Postumus 258 das selbständige gallische Kaiserreich gegründet und die Stadt zur Residenz erhoben hatte.

Weitere Zeugen für die geringere Ausdehnung der älteren Stadtanlage sind uns etliche frühzeitliche Gräber, die innerhalb des jüngeren Mauerrings gelegen haben. An der Heiligkreuzerstraße im Süden und noch ein wenig nördlicher, wo die Saarstraße den Altbach

überschreitet, sind Grabsteine römischer Reiter aus Augusteischer Zeit gefunden,⁹⁾ in der Simeonsstraße sind vor dem Hause Nr. 51 (z im Plan) die Grundmauern eines großen Grabdenkmals ausgegraben worden, und Reste eines anderen Grabdenkmals haben sich gezeigt, wo die Bollwerkstraße in die zur Brücke führende Schanzstraße mündet. Da das römische Gesetz Beisetzungen innerhalb der Stadt verbot, müssen zur Entstehungszeit der genannten Grabdenkmäler die Grenzen Triers enger gewesen sein, aber es ist leider bisher nicht möglich gewesen, die Grenzen fest zu bestimmen. Von einer älteren Befestigung sind sichere Spuren noch nicht gefunden, und so muß die Frage offen bleiben, ob das geradlinig regelmäßige Straßennetz eine dementsprechende geradlinige Ummauerung gehabt hat gleich anderen Städten Augusteischer Gründung, wie z. B. Augusta Praetoria Salassorum, das heutige Aosta,¹⁰⁾ und Augusta Taurinorum, das heutige Turin.¹¹⁾ Das Vorbild für diese regelmäßigen Stadtanlagen ist einerseits im römischen Lager zu suchen, andererseits in hellenistischen Städten. So ist in dem zu Alexanders Zeit gegründeten Priene, das die jüngsten deutschen Ausgrabungen wieder kennen gelehrt haben,¹²⁾ das geradlinig rechtwinklige Straßennetz trotz großer Geländeschwierigkeiten durchgeführt. Die Augusteischen Ingenieure haben dieses System dann auch über die Alpen getragen; sie haben es in Gallien angewandt, als sie für den Stamm der Äduer statt der alten auf dem Berge gelegenen Hauptstadt Bibracte im Tal die neue Hauptstadt Augustodunum anlegten,¹³⁾ sie haben es ebenso angewandt, als sie dem Trevererland einen Mittelpunkt schufen in der Augusta Treverorum.

Trier.

Hans Graeven.

⁹⁾ Vgl. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift 1904. Sp. 163.

¹⁰⁾ Vgl. Promis, Le antichità di Aosta. (Torino 1862. Memorie dell' Accademia di Torino.)

¹¹⁾ Vgl. Promis, Storia dell' antica Torino (Torino 1869.)

¹²⁾ Vgl. Wiegand und Schrader, Priene, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in den Jahren 1895 bis 1898 (Berlin 1904).

¹³⁾ Vgl. Harold de Fontenay, Autun et ses Monuments (Autun 1889).

Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen.

Im Anschluß an die Ausführungen auf Seite 111 d. Bl. und zugleich als Ergänzung meiner Mitteilungen auf Seite 88 d. Bl. möchte ich folgendes noch bemerken.

Der Grund, weshalb die in den oberen Teilen der Kirchenmauern, besonders des Chores, vermauerten Tongefäße heute allgemein als „Schallgefäße“ oder „Schalltöpfe“ bezeichnet werden, dürfte wohl weniger auf irtümliche Heranziehung der Beschreibung antiker Schallgefäße bei Aristoteles, Plinius und Vitruv zurückzuführen sein, als vielmehr auf die durch die Chronik des Zölestinerklosters in Metz zum Jahre 1432 beglaubigte Tatsache, daß diese oder ähnliche Gefäße im Mittelalter akustischen Zwecken gedient haben; wie denn auch die Kenntnis solcher Gefäße bis zum Ende des achtzehnten

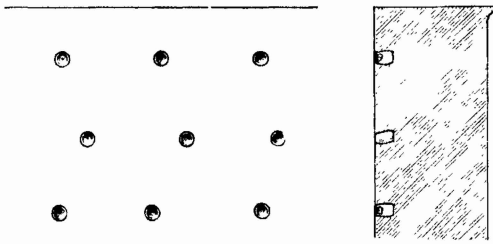


Abb. 1.
Kirche in Burgfelden in Württemberg.

Abb. 2.

Jahrhunderts nie ganz verloren gegangen ist. Es ist richtig, daß bereits bei römischen Kirchengebäuden „Mauerurnen“ oder „Schallgefäße“ festgestellt sind. Die Zweckbestimmung, welche Gebhardt¹⁾ — und nach ihm Weber — den Mauertöpfen der nach Weber dem 11. Jahrhundert angehörenden Kirche in Burgfelden auf der Schwäbischen Alb (Abb. 1 u. 2) gegeben hat, daß sie als „Aufhängeapparate für den Malverputz“ gedient hätten, scheint mir gesucht; denn um den Mauerputz an dem Mauerwerk haften zu machen, bedurfte es nicht der Einmauerung der Töpfe, dazu hätte das Aussparen von Löchern im Mauerwerk und das Aufschneiden der Fugen des Steinverbandes sowie die Herstellung einer rauen Oberfläche der Mauer, eine Technik, die ebenso alt wie die Putztechnik ist, vollständig genügt. Auch dürfte die Wirkung der Mauertöpfe zur Abhaltung der Feuchtigkeit keine erhebliche gewesen sein, da die Gefäße durch Mörtel und Steinbrocken und durch den Wand-

verputz bzw. durch das dahinterliegende Mauerwerk gegen die äußere Luft vollständig abgeschlossen waren. Der freibleibende hintere Hohlraum der Gefäße kann, weil dieser Raum infolge der durch die porigen Wandungen der Töpfe hindurchgehenden Mauerfeuchtigkeit mit Feuchtigkeit gesättigt ist, ebensowenig austrocknend wirken, wie es z. B. nicht möglich ist, in einem luftdicht geschlossenen feuchten Räume, selbst wenn er noch so stark erwärmt wird, Wäsche zu trocknen. Es ist daher mindestens zweifelhaft, ob in Burgfelden durch die dort vorhandenen Mauertöpfe die Mauerfeuchtigkeit sowohl als das Niederschlagwasser auf der Putzfläche hat beseitigt und unschädlich gemacht werden können. Tatsache ist es ferner, daß in mittelalterlichen Kirchen der obere Mauerputz auch ohne Mauertöpfe im allgemeinen besser erhalten ist als der untere, in einer Höhe, in der Mauertöpfe bislang überhaupt nicht beobachtet sind. Käme den Mauertöpfen wirklich der Zweck zu, als „Aufhängeapparate für den Putz“ zu dienen, dann wären sie in dieser Höhe, um der vom Grunde aufsteigenden Mauerfeuchtigkeit entgegenzuwirken, am ehesten am Platze. Wie die Füllung der Töpfe mit Rasen oder Moorerde, wie bei den Braunschweiger Schallgefäßen, die Trockenhaltung des Malverputzes unterstützen soll, ist mir unklar. Da sich die Mauerfeuchtigkeit der Erdfüllung mitteilen muß, dürfte eher das Gegenteil anzunehmen sein.

Die Kirche in Burgfelden ist ein im Lichten 16,70 m langer, rd. 7,50 m breiter, etwa 5,90 m hoher, rechteckig geschlossener Raum mit flacher Holzdecke. Die Wandflächen werden auf den Langseiten von vier schlitzartigen, nur 11 cm im lichten weiten Fensteröffnungen durchbrochen, so daß von einer Unterbrechung der glatten, geputzten Wandfläche kaum die Rede sein kann. Daß ein Raum mit solchen Abmessungen, niedriger flacher Decke und fast vollständig glatten Wandflächen akustisch ungünstig wirkt, ist sicher, so daß auch hier die Anbringung von „Schallgefäßen“ zur Beseitigung des Nachhallens der menschlichen Stimme nach der Auffassung früherer Jahrhunderte wohl denkbar ist.

Aus romanischen Kirchen sind mir Schallgefäße nur noch aus der Pfarrkirche in Isen im K. bayr. Bezirksamte Wasserburg bekannt geworden.²⁾ Die Töpfe befanden sich in der nördlichen romanischen Hochwand über dem Scheitel und zu beiden Seiten der Kämpfer der rundbogig geschlossenen Fenster, später verdeckt durch die in das

¹⁾ Deutsche Bauzeitung 1894. S. 11 u. f.

²⁾ Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. I. Oberbayern. S. 1986.

Mittelschiff der dreischiffigen romanischen Pfeilerbasilika eingezogenen gotischen Gewölbe (Abb. 3 u. 4). Die verschiedenartig gestalteten bauchigen Gefäße lagen in Mörtel eingebettet mit der Öffnung nach den Kircheninneren; der Wandputz war sorgfältig um den Mündungsrand der Töpfe gestrichen, und, von unten gesehen, erschienen die Töpfe als runde Löcher in der Mauer (Abb. 5). Mit den Burgfelder Töpfen haben diese Gefäße die Darstellung eines Kreuzes auf der äußeren Bodentfläche gemein, so daß es den Anschein gewinnt, sie seien besonders für den vorliegenden Zweck angefertigt. Eins der Isener Schallgefäße befindet sich noch an Ort und Stelle, zwei davon im städtischen Museum in Traunstein. Hätten die Isener Gefäße als „Aufhängeapparate für die Malverputzung“ dienen sollen, so wären sie sicher in anderer Anordnung und mehr auf den Mauerteilen zwischen den Fenstern als im Scheitel und am Kämpfer der romanischen Fenster angebracht worden.

Bei der frühgotischen ehemaligen Dominikanerinnenkirche Adlarsberg bei Regensburg³⁾ sind drei tönene Gefäße in der Nordwestecke des einschiffigen Langhauses hoch oben bei der zum Dachboden führenden Treppe in wagerechter Einmauerung, mit der offenen Mündung dem Kircheninneren zugekehrt, aufgefunden.

Eine ähnliche Anordnung der Schallgefäße, wie sie die Kirche in Burgfelden aufweist, befand sich im Chor der jetzt niedergelegten Dominikanerinnenkirche Ötenbach in Zürich.⁴⁾ Hierüber hat Professor J. R. Rahn nicht nur an der von Prof. Dr. P. Weber vorgeführten Stelle, sondern auch erst kürzlich im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde berichtet.⁵⁾ Die Töpfe waren auf die beiden östlichen Dritteile des Chores in zwei übereinanderliegenden Reihen beschränkt, auf beiden Seiten des Chores in verschiedenen Höhen — durchschnittlich 10,77 m über dem Fußboden — beginnend. Beachtenswert ist bei diesen Gefäßen, daß sie von Anfang an in die gemalte Dekoration der Wandputzes einbezogen waren. Der Wandputz zeigt zwei Malereien übereinander; die ältere aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, die spätere aus dem 16. Jahrhundert stammend. Die ältere Malerei (Abb. 6) beschränkte sich anscheinend

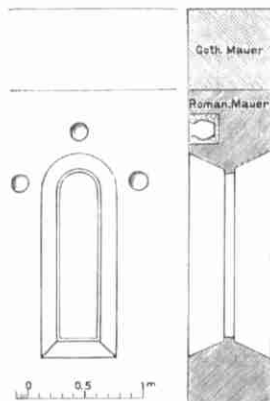


Abb. 3.

Abb. 4.

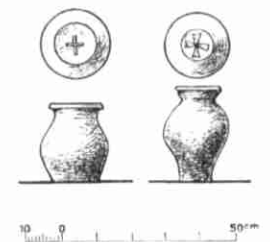


Abb. 5.

Abb. 3 bis 5. Schallgefäße der Kirche in Isen.

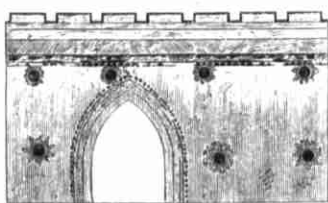


Abb. 6. Chorwand.



Abb. 7.

Abb. 6 u. 7. Aus der Klosterkirche Ötenbach in Zürich.

die Alten konnten wohl annehmen, daß hier, wo die Schallwellen von der Decke und von den Wänden mit ungleichen Geschwindigkeiten zusammenstoßen, der Anfang zur Verbesserung der Akustik gemacht werden mußte. Professor Rahn dürfte daher vollständig recht haben, wenn er mit bezug auf die Ötenbacher Schallgefäße sagt: „Ohne Zweifel ist diese Anordnung ein Versuch, den Schall des Chorgesanges sei es zu verstärken, sei es nachhaltiger zu machen.“

In der Schweiz hat man den Schallgefäßen bislang weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt als in Deutschland. Nach freundlicher Mitteilung des Direktors des schweizerischen Landesmuseums, Herrn Dr. Hans Lehmann, befinden sich in diesem Museum Schallgefäße aus der 1882 abgebrochenen Kapelle der heiligen drei Könige, der sog. „Mittelkirche“ in Baden (Kant. Aargau), die eine ganz außergewöhnliche Form aufweisen.

Auch hier handelte es sich um einen langgestreckten einschiffigen Bau, dessen Langseiten je durch drei ungeteilte Spitzbogenfenster durchbrochen waren, über deren Scheitel die Töpfe in der Weise



Abb. 8.

Abb. 8 u. 9.

Aus der Kapelle der heiligen drei Könige in Baden (Schweiz).

verwandt waren, daß der Henkel nach oben, die Gießtülle seitlich und der Boden nach der inneren Wandfläche zu liegen kamen. Der Boden war absichtlich nach vorn gelegt, weil die schmale Halsöffnung für den vorliegenden Zweck nicht ausgereicht haben würde; der Boden aber war, um den Topf als Schallgefäß brauchbar zu machen, vorsichtig herausgeschnitten (Abb. 8 u. 9). Jeder Topf war sorgfältig in Mörtel gelegt, und um die Töpfe zu entlasten, war die Maueröffnung oberhalb mit einer Steinplatte abgedeckt.

Bei der im Jahre 1863 niedergelegten alten Kirche in Rein bei Brugg im Kanton Aargau kamen Schallgefäße neben den Chorfenstern zum Vorschein, die in der Form denjenigen aus dem Kloster Ötenbach glichen, jedoch erheblich kleiner waren.

Bei der Wiederherstellung der Barfüßerkirche in Basel wurden an der linken Seite des ebenfalls langgestreckten, auf Wölbung angelegten, später jedoch mit Holzdecke versehenen Chores nahe beim Triumphbogen Schalltöpfe gefunden, deren Öffnungen dem Kircheninneren zugekehrt waren. Die von F. Holzach⁶⁾ beschriebenen Töpfe sind aus blaßrotem unglasierten Ton hergestellt und von bauchiger Form (Abb. 10). Ferner sind mir inzwischen noch folgende Fundstätten von Schallgefäßen bekannt geworden.

Herr Geistl. Rat Laubitz in Inowrazlaw teilt mit, daß sich Schallgefäße in der romanischen, aus Granitquadern hergestellten St. Marienkirche daselbst (Jahrg. 1903, S. 35 d. Bl.) vorgefunden haben, die jedoch der Zeit der Vergrößerung des Chores um die Mitte des 14. Jahrh. angehören; die Schallgefäße wurden bei Instandsetzungsarbeiten in der

Kirche in dem gotischen Ziegelmauerwerk im Schildbogen, unmittelbar unter dem Gewölbescheitel, mit der Öffnung nach innen, freigelegt. Die Töpfe waren mit Ziegelbrocken und Kalkmörtel geschlossen, die Öffnung des Halses bündig mit der Wandfläche und zugleich mit dieser verputzt; die Höhe der henkellosen bauchigen Gefäße beträgt 16 cm, der



Abb. 10. Schallgefäße aus der Barfüßerkirche in Basel.

größte Durchmesser 17 cm und die Weite der Halsöffnung 13 cm. Sie sind aus schmutzig-grauem sandigen Ton gebrannt und auf der Töpferscheibe gedreht. In der dem 14. Jahrhundert angehörenden Kathedrale in Wloclawek an der Weichsel befinden sich an beiden Seiten der Chorwände 14 bzw. 16 Schallgefäße verwandt, die den in der Marienkirche in Inowrazlaw gefundenen völlig gleichen. Herr Geistl. Rat Laubitz macht noch darauf aufmerksam, daß sich eine Zusammenstellung aller in den ehemals polnischen Landesteilen aufgefundenen Schalltöpfe in einem vom Professor Merian Sokolowski verfaßten „Bericht der Kommission zur Erforschung der Kunstdenkmäler in Polen“, Bd. IV, S. 114. Krakau 1899, befindet, der mir bislang nicht zugänglich gewesen ist.

Bei der Wiederherstellung des Wandputzes der durch Brand im Jahre 1898 beschädigten Klosterkirche in Stetten im Gnadental

³⁾ Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. I. Oberbayern. S. 1987.

⁴⁾ Auf S. 89 ist irrtillich Ödenbach bei Zürich gesagt.

⁵⁾ Anz. f. schweiz. Altertumskunde. Neue Folge V. 1903/04. Nr. 2/3. S. 150 u. f.

⁶⁾ Anz. f. schweiz. Altertumskunde VI. N. F. Nr. 1, S. 23.

Hohenzollern) wurden Tongefäße freigelegt, die sich im Scheitel der Schildbogen der gotischen Chorgewölbe in der Dreiteilung angeordnet fanden, wie bestehende Abb. 12 erschen läßt.⁷⁾ Die Töpfe lagen wagerecht in der Mauer mit der Öffnung etwas vor die innere Wandfläche vortretend, jedoch so, daß der Wandputz noch darüber hinweggehen konnte; sie waren von länglich bauchiger Form (Abb. 11), 18 cm hoch, 9 cm an der Mündung und 12 cm im Bauche weit. Der Inhalt bestand aus vermodertem Holze, das jedoch den Hohlraum nicht vollständig



Abb. 11

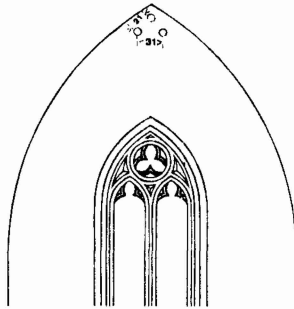


Abb. 12. (1:100.)

Schallgefäße in der Klosterkirche in Stetten im Gnadentale.

⁷⁾ Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Landeskonservators Laur in Hechingen.

ausfüllte. Der mit fünf Seiten des Achtecks geschlossene, mit drei Kreuzgewölben überspannte Chor ist 22,15 m lang, 8,05 m breit und bis zum Scheitel der Schildbogen etwa 14 m hoch. Die Kirche ist um 1267 erbaut; jedoch dürfte der Chor einer etwas späteren Zeit angehören.

Schließlich möchte ich nochmals besonders hervorheben, daß die Anbringung der Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen irgendwelchen Erfolg auf die Akustik der Kirchen nicht gehabt hat, daß der Glauben an solche Wirkung, wie aus der Niederschrift des Zölestinermonches in Metz zu erschen ist, im Mittelalter jedoch ein weitverbreiteter gewesen ist. Daß hin und wieder auch Tongefäße zu anderen als akustischen Zwecken in Kirchen vermauert gewesen sind, wird niemand bestreiten wollen. Der Zweck meiner Ausführungen war in erster Linie der, die Architekten, welche bei der Wiederherstellung oder der Beseitigung mittelalterlicher Kirchen hauptsächlich mitzuwirken haben, auf den Gegenstand aufmerksam zu machen, denn nur durch eine genaue Aufzeichnung des Befundes und der technischen Besonderheiten eines Bauwerkes mit Mauertöpfen dürfte der Zweck und das Verbreitungsgebiet der Schallgefäße genauer festzustellen sein.

Braunschweig.

Hans Pfeifer.

Weiteres über den Bergfried.

Herr Bonte und auch Herr Hofrat Piper haben sich (s. Denkmalpflege Nr. 15, S. 120 u. f.) mit dem Bergfried oder Berchvrit viel Mühe gemacht, und zwar in gewisser Hinsicht zu viel; denn Moriz Heyne hat im „Deutschen Wohnungswesen“ (1. Bd. der Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer) die Frage bereits in Klarheit ein gut Stück weiter gefördert, ja ziemlich zum Abschlusse geführt, wobei übrigens Bontes anziehender Erklärungs- und Ableitungsversuch durchaus beachtenswert bleibt. Es wird genügen, Heynes eigene Worte folgen zu lassen: „Eine feste technische Bezeichnung gibt es (im späteren Mittelalter, 11. bis 16. Jahrh.) für den Hauptturm nicht. . . . Gewöhnlicher Name ist turn, wie ehemals, und zum Unterschiede des Mauerturms: hoher, runder turn,⁸⁾ und wenn er sich vor den anderen Gebäuden recht bemerkbar macht oder zum Wohnturme auswächst, so kann die Burg selbst nach ihm geradezu turn heißen.“

„Der Name Bergfried, der jetzt meist gebraucht wird, ist erst von der neueren Forschung her allgemein geworden, hat sich aber als bestimmte technische Bezeichnung so eingebürgert, daß davon nicht wieder loszukommen sein wird. Das mhd. berevrit mit seinen mannigfachen Nebenformen begegnet erst seit dem 12. Jahrhundert in romanischen und germanischen Sprachquellen: mittellateinisch als belfredus, belfredus, belfragium, berefridus, berfredus, altfranzösisch berfrois, später beffroi, italienisch battifredo, die älteste mittelhochdeutsche Form ist perfrid, berfrid, erst später berevrit, mittelniederdeutsch berchvrede, und es ist wahrscheinlich, daß in der letzteren Form eine Umdeutung vorliegt. Über Ursprung und älteste Form des Wortes sehen wir nicht klar: dass es ein deutsches sei, ist schwer zu glauben, wahrscheinlich haben wir es mit der Umformung eines durch die Kreuzzüge ins Abendland gebrachten Ausdruckes zu tun, der nicht der Bau-, sondern der Belagerungskunst entstammt und zuerst das hölzerne Turmgerüst bezeichnet, das an die Mauern einer Feste geschoben wird, um von ihm herab die Belagerten anzugreifen. In diesem Sinne wird es ausschließlich in Lamprechts Alexander (um 1130 entstanden) gebraucht. Erst später heißt berevrit auch der feste Turm in einer Burg oder Stadt, sowohl der im Verlande der Umfassungsmauer errichtete, als der freistehende, und die Erinnerung an die alte Holzkonstruktion wird durch das Zimmern hölzerner Bergfriede bis in die späten Zeiten des Mittelalters lebendig erhalten. So hat das Wort eine sehr schillernde Bedeutung, die selbst die eines aufragenden Wohnhauses in sich begreift, wie er in bauerlichen Kreisen nachgeahmt wird, wo man den stattlichen oberen Saal eines Dorfwirtschaftshauses prunkhaft berfrid, bergfrid benennt (Belege bei Heyne), und der städtische Bergfried ist ein vor Brücken oder Gebäuden freistehender Turm. Auch eine Warte innerhalb einer Umwallung kann so heißen, ebenso der tragbare Turm auf Elefanten“.

⁸⁾ Heyne hätte hinzufügen sollen: dicker Turm, was wenigstens in Franken geradezu gebräuchlich ist. Piper, Denkmalpf. S. 122, erwähnt das Wort auch.

Aber damit genug; es soll hier nicht das Werk Heynes ausgeschrieben werden, sondern es soll darauf hingewiesen sein. Die Belege in den Anmerkungen sind deshalb hier nicht mit angeführt. Übrigens sei die Bemerkung gestattet, die sich auch bei dem Gange dieser Untersuchung hat machen lassen, daß doch Du Cange wirklich nicht mehr ausreicht (wenn er je für uns Deutsche ausreicht haben sollte) und daß es sehr zu wünschen wäre, es möchten doch von den bei dem „Betriebe“ der klassischen Sprachen (man gestatte das Wort, das ja die Unterrichtsbehörden selbst heute mit so großer Vorliebe von ihren Arbeitsstellen anwenden) entbehrlichen Philologen („Lehrkräften“ genannt) sich einige finden, deren Tätigkeit uns einen besseren Du Cange zu schaffen gerichtet wäre. Herr Hofrat Piper verlangt sogar (Burgenkunde S. 195) geradezu eine Synonymik, oder vielmehr er legt das Bedürfnis einer solchen (die sich übrigens auf eine Menge von Einzelarbeiten zu stützen hätte) ganz deutlich vor die Augen. Wie notwendig solche Arbeiten wären, mag ein Beispiel statt vieler zeigen, das unser Wort selbst betrifft. Piper führt es selbst an: propugnaculum edificare (concedimus) quod berghvrede volgariter appellatur. Damit derlei Stellen wirklich Wert haben und volle Ausbeute gewähren, müßte erst wieder eine synonymische Untersuchung gelehrt haben, was im Mecklenburgischen ein propugnaculum ist, sein kann und nicht sein kann.

Zum Schlusse dürfte hier noch eine andere Stelle, die uns zuerst durch Piper bekannt geworden ist und die bei seiner Bearbeitung des Begriffes eine gewisse Rolle spielt, eine abweichende Beleuchtung finden. Vgl. Burgenkunde S. 195, Meckl. Urk.-B. 3084: de stede so se begund hadden, en scholen se nycht vord buwen, mer enen berghvrede van ver roden . . . moten se wol buwen. Das wäre ein „steinerne Turm von vier Ruten (an 19 m) Höhe“. Aber es ist hier nur die Rede von einem bescheidenen „Vierrutenberg“, welcher Ausdruck noch heute lebendig ist. Ein Vierrutenberg ist als ein auf vier Eckständern („Ruten“) ruhendes Holzgerüst in der Landwirtschaft noch im Gebrauche. — Ein solcher Berge-fried hat den Zweck, Vorräte oder Gegenstände verschiedenster Art zu bergen. Das Lübsche Urk.-Buch IV, 595 (1393) beschreibt einen Berghvreden von einem Stockwerk (Bone), der auch nicht weraffig (wehrhaft) zu machen, aber doch zur Verwahrung der zur Schleuse an der Stecknitzfahrt gehörigen Gerätschaften einzurichten sei, dar twe edder dre der erer uppe wesen mogen . . . de Schuttebreder to bewarende. Ein solcher Bergefried ist also ein Stapelhaus, nach Art unserer hölzernen Glockenhäuser, bekleidet (to beklende, to beschurende) oder auch offen. Alle unsere hölzernen Glockentürme neben den Kirchen sind Bergfriede.

Man wolle freundlichst in diesen Anmerkungen keine Verkleinerung, sondern den Zoll eines dankbaren Benutzers zu der unschätzbar großartigen Leistung des Verfassers der „Burgenkunde“ erblicken.

Lübeck.

Dr. Fartow.

Vermischtes.

Den Schutz der Naturdenkmäler in Mecklenburg behandelt E. Geinitz-Rostock im Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, 58. Jahrgang. Der von großer Liebe zu den heimischen Naturdenkmälern zeugende Aufsatz ist im Sonder-

druck bei Opitz u. Ko. in Güstrow erschienen. Der Verfasser schließt sich insbesondere den Bestrebungen von Professor Conwentz an und wünscht ihre Durchführung auch für Mecklenburg, das an Naturdenkmälern besonders der Eiszeit noch so außerordentlich reich ist.

Er schlägt zwei zu schützende Gruppen vor: Naturdenkmäler, die nach jeder Möglichkeit zu erhalten und zu schützen sind, und solche, die dauernd als unveränderbar und unveränderbar als „Reservat des mecklenburgischen Heimatschutzes“ zu erklären sind.

Der stenographische Bericht über die Verhandlungen auf dem Mainzer Denkmaltage ist nunmehr im Druck erschienen unter dem Titel: Denkmaltag in Mainz. Fünfter Tag für Denkmalpflege unter dem Protektorat Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Hessen. Mainz, 26. und 27. September 1904. Stenographischer Bericht mit Unterstützung der Großherzoglich hessischen Regierung. Zu beziehen durch den Verlag der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“, Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin W 66, 150 S. in 8° mit 9 Abb., Geh. Preis 2,40.

Kreuzigungsgruppe in der Sebalduskirche in Nürnberg. Im Anschluß an die Mitteilung in Nr. 12 (S. 96) d. Bl. ist nachzutragen, daß unterdessen ein im Rücken des Kruzifixus eingesetztes Holzstück losgetrennt wurde und sich im Inneren der hohlen Figur ein Zettel mit zum Teil stark verwitterten Schriftzügen vorfand. Dieselben wurden von Herrn Bibliothekskustos Dr. Reicke wie folgt gelesen:

Jhs Maria
Adi 27 Julius 1520 jar
ist diser got auff gericht
durch Nicklos Wickel zw
Nurnberg mit helff [?] Aug[ustin]
— — — — und ist gemacht
von Veit Stoss zw Nurnberg
kostet — — — —

In anderen Holzfiguren der Sebalduskirche fanden sich ebenfalls deckelartig eingesetzte Holzstücke auf der Rückseite vor, jedoch wurde keine weitere Urkunde gefunden. Vielleicht schlummert in Kirchen und Museen noch manche Urkunde in hölzernen Bildwerken. S.

Die Wiederverwendung mittelalterlicher Backsteine. Bei der Wiederherstellung mittelalterlicher Backsteinbauten erweist sich als eine der Hauptschwierigkeiten die Beschaffung geeigneter Ziegelsteine. Sie sollen in Ton, Farbe, Größe und technischer Behandlung möglichst den alten gleichen, ein Ziel, dessen vollkommene Erfüllung trotz vielfachen Bemühens kaum erreicht werden kann. Da ist es denn für den Baumeister eine besondere Freude, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet, unter Verzicht auf neue Steine die erforderlichen Ergänzungen oder Zutaten mit alten ausführen zu können. In dieser glücklichen Lage war der Unterzeichnete, soweit es sich um unprofilierte Steine handelte, in umfangreichem Maße bei den Wiederherstellungsarbeiten am Kreuzgange des Domes in Brandenburg a. d. H. Auch bei der Gotthardkirche dortselbst hat er berechnete Hoffnung auf dasselbe Ergebnis. Bei der erstgenannten Arbeit lieferte der alte Bau selbst den größten Teil der erforderlichen Steine, für die Gotthardkirche war das Suchen nach alten Ziegeln gleicher Art an anderen Stellen der Stadt von Erfolg gekrönt. Es sind jetzt dort auf dem Katharinenkirchplatz die alten Pfarrhäuser wegen Baufälligkeit abgebrochen worden, um einem Neubau für denselben Zweck Platz zu machen. Es waren schlechte schmucklose Putzbauten aus Fachwerk etwa aus der Zeit um 1700. Nach dem Abbruch ergab sich, daß die Steine aus dem gewölbten Kellergeschoß des nördlichsten Gebäudes in jeder Weise denen der Gotthardkirche gleichen; als diese Feststellung gemacht wurde, war leider ein erheblicher Teil bereits für die neuen Grundmauern verbraucht, der übriggebliebene Rest wurde für die Gotthardkirche erworben.

Die achtungslose Vergewandung alter, für die Denkmalpflege so wertvoller Ziegelsteine ist nach meiner Beobachtung in Brandenburg — und vermutlich wohl allorten im Backsteingebiet — allgemein gang und gäbe; der alte Schatz wird in der Erde vergraben, und darüber erhebt sich stolz die allerneueste Herrlichkeit.

Brandenburg, so ruhmvoll bekannt durch die Zahl und Bedeutung seiner mittelalterlichen Baudenkmäler, birgt zweifellos auch in seinen unscheinbaren, nun leider immer mehr schwindenden kleinen, geputzten Wohnhäusern noch manche derartige Schätze, für deren Rettung meines Wissens bisher wenig oder nichts geschehen ist. Abhilfe wäre, wie ich glaube, um so leichter zu schaffen, als die leidige Geldfrage in solchem Fall kein Hindernis, sondern sogar eine Anregung mehr bietet. Der Besitzer wird immer mit einem bescheidenen Gewinn verkaufen können, der Käufer aber für mäßigen Preis zu guter und für Instandsetzungsarbeiten geeigneterer Ware kommen als bei Beschaffung neuer, nicht so brauchbarer Steine. Das Tausend der für die Gotthardkirche erworbenen alten Steine kostet z. B. rd. 50 Mark. Nebenbei möge hier bemerkt werden, daß die Beschaffung alter Formsteine in hinreichender Zahl seltener möglich sein dürfte; man wird wohl fast immer auf neue angewiesen sein. Das ist aber auch leichter zu verschmerzen, weil die Herstellung des neuen Handstrichformsteines der mittelalterlichen durchaus verwandt ist; infolgedessen zeigt das äußere Gefüge bei beiden dieselbe Glätte, und der Unterschied für das Auge bleibt nur in der Farbe bestehen.

Wie könnte nun der geschilderten Vergewandung Einhalt geschehen? Ich möchte kurz folgendes vorschlagen. Für jeden Abbruch eines Backsteinbauwerkes aus älterer Zeit müßte eine Aufsichtspflicht der zuständigen Orts-, Gemeinde- usw. Behörde in dem Sinne eingeführt werden, daß diese etwa unter Mitwirkung des Baubeamten oder Provinzialkonservators feststelle, welche Steine aus dem Abbruch wieder verwendet werden können. Die ausgesonderten Steine würden dann zweckmäßig vom Besitzer erworben und auf einem geeigneten Stapelplatze aufgestellt. Von hier aus könnten dann die Steine für jeweilige Herstellungsbauten abgegeben werden.

Mag es nun so oder anders gemacht werden, jedenfalls bedarf es irgend einer rasch ins Leben zu rufenden Einrichtung, um sofort und ein für allemal weiteren schmerzlichen Verlusten vorzubeugen.
Berlin-Friedenau. Ludwig Dilm

Über die Instandsetzungsarbeiten am Altenberger Dom in den Jahren 1903 und 1904 berichtet Landbaupinspektor Ludwig Arntz, der frühere Dombaumeister von Straßburg, in dem Jahresberichte des Altenberger Domvereins für die Jahre 1901 bis 1903 (Düsseldorf 1904, Druck von L. Schwann). Es handelte sich bei den unter Arntz' Leitung ausgeführten Arbeiten um die Ersetzung des nach dem Brande von 1816 errichteten Notdaches durch ein den vorhandenen Giebeln entsprechendes steiles Dach, für dessen Errichtung sowohl schönheitliche als auch bauwirtschaftliche Gründe sprachen. Bedingung für die Errichtung des neuen Daches, das gegenüber der alten, 1460 qm messenden Dachfläche eine solche von 1960 qm aufweist, war die Beibehaltung der alten Dachbinder an Ort und Stelle. Der neue Dachstuhl ist demgemäß durch geeignete neue Konstruktionsteile (Streben, Stiele, Zangen und Sparren) für das höhere Dach ergänzt worden. Außerdem wurde der fehlende Dachreiter über der Vierung unter Anlehnung an eine Aufnahme vom Jahre 1707 wieder aufgebaut und ein Geläute darin aufgehängt. Durch die jetzt zehn Jahre zurückreichende Tätigkeit des Altenberger Domvereins ist das ehrwürdige Bauwerk im Äußeren und Innern wieder instandgesetzt worden, auch hat die Wiederherstellung und Verglasung im wesentlichen ihren Abschluß gefunden; aber noch stehen wichtige Aufgaben der inneren Instandsetzung und Ausstattung aus.

Der spätgotische Marktbrunnen in Urach ist, wie die Schwäbische Chronik mitteilt, wegen Baufälligkeit abgetragen; er wird an anderer passender und geschützter Stelle wieder aufgestellt werden. Eine getreue Nachbildung des alten Brunnens, zu deren Kosten der württembergische Staat einen Zuschuß leistet, soll unter der Leitung des Professors G. Hahnhuber in Stuttgart am alten Standorte wieder aufgestellt werden.

Im Kreuzgange der Klosterkirche der Oybin-Ruine bei Zittau hatten sich unlängst Steine gelockert und waren herabgefallen; neuerdings hat sich abermals von dem an das Museum angebauten Halbturne der Burg, und zwar mitten aus der Mauer heraus ein etwa 1 m im Geviert haltender Mauerteil gelöst und ist herabgestürzt. Der Absturz dieses Stückes Mauer dürfte wohl, wie das Dresdner Journal berichtet, weitere Nachstürze zur Folge haben, was sehr zu bedauern wäre.

Der neueste „Berliner Kalender“ *) ist in einem besonders prächtigen und künstlerischen Gewande erschienen, in dem er seine beiden Vorgänger noch übertrifft. Barlösius, der die schönen Monatsbilder des Jahrganges 1903 gezeichnet hatte, hat auch den Kalender für 1905 mit Titelblatt und Vollbildern so ausgestattet, daß er jedem Weihnachtstisch zur Zierde gereichen kann. Die Monatsbilder zeigen volkstümliche Begebenheiten aus der Zeit der brandenburgischen Markgrafen und preussischen Könige. Aus dem Text und den Textabbildungen seien drei Berliner Baudenkmäler herausgegriffen, denen der Abbruch droht: die Heilige Geist-Kirche, das Prinzessinnen-Palais und das Opernhaus. Die Heilige Geist-Kirche steht auf dem für die neue Handelshochschule in Aussicht genommenen Gelände, und die beiden letztgenannten Bauten sollen dem neuen Opernhaus weichen. Prof. Voss, der sonst die gefährdeten Berliner Baudenkmäler warm verteidigt, widmet dem alten Opernhause einen längeren Aufsatz. Man mag nun über den künstlerischen und kunsthistorischen Wert des Opernhauses denken wie man will, jedenfalls bildet es bei seinen Abmessungen ein wichtiges Bauwerk in dem Gesamtbilde am Ende der Linden, dessen Wirkung durch die erforderliche Masse und Höhe eines den neuzeitlichen Ansprüchen genügenden neuen Opernhauses leicht geschädigt werden kann, und es ist eine äußerst schwierige Aufgabe, den neuen Plan so zu lösen.

*) Berliner Kalender 1905. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Redaktion: Konservator Prof. Dr. Georg Voss. Bilder aus der Geschichte Berlins und künstlerische Ausstattung von Georg Barlösius. Berlin. Martin Oldenbourg. 32:16 cm groß. Titelbild. 12 S. Übersichts-kalender, 12 Bilder aus der Geschichte Berlins und 15 S. Text mit zahlreichen Abbildungen. Geh. Preis 1,40.

daß die umgebenden Bauten, über deren Bewertung in künstlerischer, geschichtlicher und heimatlicher Beziehung kaum zu streiten sein dürfte, in ihrer Gesamtwirkung nicht beeinträchtigt werden. Sch.

Ein Führer durch Amberg, der von Klement Schindhammer bearbeitet und im Verlage von Karl Mayr in Amberg erschienen ist, wird jedem willkommen sein, der die alte bayerische Stadt, die ehemalige Hauptstadt der Oberpfalz, besucht. Und ein Besuch dieses alten Stadtbildes an der Linie Nürnberg — Irenlohe erscheint wirklich lohnend, denn das alte Amberg ist noch von den Stadtmauern umschlossen. Durch die es durchfließende Vils, die an den Kreuzungsstellen mit der Stadtmauer durch hohe Bauten übersetzt ist, sind besonders malerische Bilder geschaffen. Innerhalb der mit mächtigen Türmen bewehrten Stadtmauer birgt die Stadt eine große Anzahl reizvoller Bauwerke und Straßenbilder (vgl. Denkmalpflege 1902, S. 86). Neben den zahlreichen Textabbildungen enthält der Führer einen schönen Stadtplan, der von jedem, der sich mit neuzeitlichen Straßenanlagen beschäftigt, besonders geschätzt werden wird wegen der natürlichen Straßenführungen und der geschickten Anordnung der Plätze und Bauten im alten Amberg.

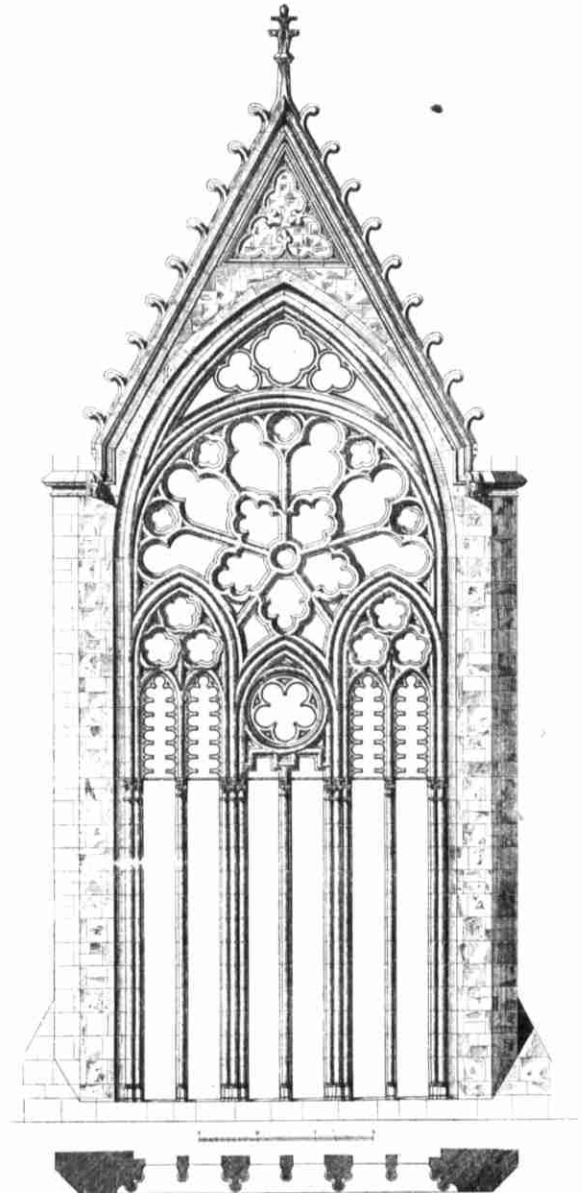
Die katholische Pfarrkirche in Ammerschweiler im Oberelsaß zeigt in ihrer heutigen Gestaltung die Bautätigkeit mehrerer Bauabschnitte. Die Grundrißgebung und die Ausbildung des Mittelschiffes lassen noch die romanische basilikale Anlage erkennen. Das Vordringen der Gotik führte zunächst nur dazu, einige reich gehaltene Maßwerfenster einzusetzen. Erst im Jahre 1527 erfuhr die Kirche dadurch eine bedeutende Erweiterung, daß zwei breite Seitenschiffe an Stelle der alten erbaut wurden, welche bis an die Westfront des ursprünglich an der Westfassade vorgebauten Turmes vorgezogen sind. Gleichzeitig fand die Einwölbung des ganzen Gebäudes statt. In dieser Gestalt ist uns die Kirche überliefert worden. Da sich zur Zeit wiederum das Bedürfnis fühlbar machte, eine Vergrößerung des Gotteshauses vorzunehmen, schrieb auf Anraten des Konservators Wolff in Straßburg der Kirchenrat von Ammerschweiler im Einvernehmen mit der Gemeinde einen öffentlichen Wettbewerb aus, bei der die Arbeit des Regierungs-Bauführers Keith in Straßburg den ersten Preis errang. Der Entwurf, welcher auch der Ausführung zugrunde gelegt wird, zeichnet sich dadurch aus, daß er an dem alten wertvollen Bestande der Kirche keine Änderungen vornimmt. Die Erweiterung ist derart gedacht, daß das Schiff in der Längsachse im Anschluß an den Turm nach Westen zu verlängert und der sehr mächtige Turm im Inneren der Kirche in der Längsrichtung des Mittelschiffes bis zur Gewölbehöhe desselben vollständig geöffnet wird. Dadurch, daß der Anbau nicht als Basilika, sondern als Hallenkirche ausgebildet ist, ferner die beiden dem Turme seitlich vorgelegten Seitenschiffe erhöht sind, wird dieser nunmehr vollständig eingeschlossen werden und als Vierungsturm wirken, aber trotzdem wegen seiner Größe noch immer die Baumassen beherrschen. Die einfach gehaltene Architektur des Erweiterungsbaues schließt sich den alten Teilen harmonisch an. Die Lösung der Baufrage zeigt, daß die Erhaltung des Bauwerkes gewährleistet ist.

Straßburg i. E.

Diefenbach.

Die östliche Schallöffnung im Glockenhaus der St. Katharinen-Kirche in Braunschweig. Die St. Katharinen-Kirche ist ein von Heinrich dem Löwen angeblich 1172 gegründeter Bau, welcher ursprünglich in der Form einer gewölbten Pfeiler-Basilika angeordnet war, dann wiederholt erweitert wurde, und so die architektonischen Formen aus vier Jahrhunderten zeigt (Zeitschrift für Bauwesen 1891, S. 421, Bl. 67 u. 68). Von dem ursprünglichen Bau ist nur noch das Mittelschiff mit den Kreuzflügeln und das untere Turmgeschoß erhalten. Aus der frühgotischen Zeit, um das Jahr 1252, ist ein erweiternder Umbau der Kirche zu erwähnen. Urkundlich läßt sich nicht feststellen, welcher Teil eine Umgestaltung erfuhr, doch ist zu mutmaßen, daß um diese Zeit die Seitenschiffe vom Turme bis zu dem ehemaligen Querschiffe angelegt, sowie das zweite und dritte Turmgeschoß neu hinzugefügt wurden. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstand das vierte Turmgeschoß, zweifellos der schönste und ansprechendste Teil des ganzen Gebäudes, weil in ihm, zwischen den beiden aus einer ruhigen Mauermaße gebildeten achteckigen Türmen, das zierlich durchbrochene Glockenhaus in die Erscheinung tritt. Die in der Ost- und Westmauer desselben angebrachten Schallöffnungen sind in der Form von sechsteiligen Fenstern mit reichem Pfosten- und Maßwerk ausgesetzt. Die nebenstehende Abbildung zeigt die östliche Schallöffnung des Glockenhauses. Als Kunstgedanke für die Gestaltung des Maßwerkes ist die Fensterrose gewählt, die als solche auch fast vollständig ausgebildet wurde. Die mittlere große Rosette legt sich auf die drei Spitzbogen der unteren Fensterteilung. Die starke Überhöhung der beiden äußeren Bogen ist mit einer Reihe von Nasen besetzt, die durch kleine Rundbögen

miteinander verbunden sind. Die Kapitelle der alten und jungen Pfosten sind in Kelchform ausgebildet und teils mit einfachen Blattknospen, teils reicher mit entwickelten Blättern besetzt. Zur Bildung der Maßwerkprofile sind nur der Rundstab und die Hohlkehle



benutzt. Ein Giebel mit einfachen Krabben und einer Kreuzblume bildet den oberen Abschluß des Glockenhauses, während zu beiden Seiten desselben halbe achteckige Pfeiler hochgeführt sind, die den Anschluß an die Türme herstellen, in Höhe der Wasserspeier jedoch unvermittelt aufhören. Mutmaßlich sollten aber diese Pfeiler als kleine achteckige Türme mit oberem Helmschlusse noch etwas höher geführt werden. Was die Größenverhältnisse dieses Glockenhauses anbetrifft, so beträgt seine ganze Höhe von der Sohlbank der Schallöffnung bis zum Ansatz der Kreuzblume 17,20 m, die ganze Breite einschließlich der Pfeiler 8,0 m, die Höhe der Schallöffnung im Lichten 13,40 m und ihre Breite 4,90 m.

Arno Bock.

Inhalt: Der Stadtplan des römischen Trier. — Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen. — Weiteres über den Bergfried. — Vermischtes: Schutz der Naturdenkmäler in Mecklenburg. — Stenographischer Bericht über die Verhandlungen auf dem Mainzer Denkmaltage. — Kreuzigungsgruppe in der Sebalduskirche in Nürnberg. — Wiederverwendung mittelalterlicher Backsteine. — Instandsetzungsarbeiten am Altenberger Dom. — Spätgotischer Marktbrunnen in Urach. — Verfall des Kreuzganges an der Klosterkirche der Oybin-Ruine bei Zittau. — Neuer Berliner Kalender. — Führer durch Amberg. — Katholische Pfarrkirche in Ammerschweiler im Oberelsaß. — Schallöffnung im Glockenhaus der St. Katharinen-Kirche in Braunschweig.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.
Druck der Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin.

Ende des Jahrgangs 1904.